



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Müller, August: Shakespeares Falstaff vom medizinischen Standpunkt aus  
betrachtet

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

zu Dänemark sind gut; aber es scheint doch vor der Hand ausgeschlossen zu sein, daß die drei skandinavischen Reiche wieder die alte Union bilden werden, ebenso ausgeschlossen wie die Bestrebungen, sich die Neutralität zu sichern.



## Shakespeares Falstaff

vom medizinischen Standpunkt aus betrachtet

Von August Müller in München-Gladbach



er Theaterbesucher ist gewohnt, den Falstaff Shakespeares für eine komische Figur zu halten, und er hat bei oberflächlicher Betrachtung Ursache genug dazu. Man stelle sich nur den dicken Ritter vor, wie er mit einem Kissen auf dem Kopfe und einem Dolche in der Hand den König Heinrich spielt, oder man denke an seinen Kampf in der Schlacht von Shrewsbury: Der kühne Schotte, Archibald Douglas, greift ihn an, und er läßt sich sofort wie tot hintenüberfallen; Douglas und die übrigen Kämpfer entfernen sich, Falstaff hebt vorsichtig seinen Kopf in die Höhe und sieht sich nach allen Seiten um; nachdem er sich vergewissert hat, daß die Luft rein ist, wälzt er sich langsam auf seine Vorderseite und richtet sich mit der seinem schweren Bauch entsprechenden Mühe in die Höhe. Die überwältigende Komik dieser Szenen ruft bei jeder Aufführung brausendes Gelächter hervor. Und solche Züge sind nicht etwa vereinzelt, im Gegenteil: Falstaff bietet ihrer so viele dar, daß ihm an Größe der komischen Wirkung keine andre Bühnenfigur an die Seite gestellt werden kann.

Aber trotzdem ist Falstaff keine komische Figur, er muß vielmehr durchaus ernst genommen werden, denn Shakespeare hat uns in ihm gewissermaßen das typische Bild eines Kranken dargestellt. Um uns über das Wesen seines Charakters klar zu werden, wollen wir deshalb seine ganze Erscheinung, wie sie uns der Dichter vorführt, von diesem Standpunkt aus untersuchen.

Werfen wir noch einen Blick auf die beiden eben angeführten Szenen, so ist klar, daß dort die Komik in der Situation liegt, aber es ist durchaus nicht alles Situationskomik, was uns bei Falstaff zum Lachen bringt. Er hat auch Witz, und seine Witze sind nicht selten geistreichster Art. Man erinnere sich nur an die Motivierung seines Benehmens in der Schlacht: „Das bessere Teil der Tapferkeit ist Vorsicht, und mittels dieses bessern Teils habe ich mein Leben gerettet,“ oder an seine Antwort auf die Vorhaltung des Grafen Westmoreland: „Aber mich dünkt doch, Sir John, sie (eure Truppen) sind ungemein arm-selig und ausgehungert, gar zu bettelhaft.“ Falstaff antwortet: „Mein Treu, was ihre Armut betrifft, ich weiß nicht, woher sie die haben, und das Hungern — ich bin gewiß, das haben sie nicht von mir gelernt.“ Er spricht geradezu von Witzen; man kann mit vollem Recht die Spitze der Worte umkehren, mit denen er sich selbst charakterisiert: „Er ist nicht bloß Ursache, daß andre Witz haben, er ist auch selbst witzig.“

Aber sein Witz hat häufig genug eine ganz eigentümliche Beimischung, er ist nicht harmlos. So benutzt er z. B., wie er dem Prinzen gegenüber den König, dessen Vater spielt, die Gelegenheit, sich selbst auf Kosten seiner Genossen in Empfehlung zu bringen: „Zu ihm soll sich der Prinz halten, die andern verbannen.“ Viel drastischer ist sein Verhalten in der Schlacht von Shrewsbury: Nachdem er sich erhoben hat, sieht er den toten Percy liegen und meint: „Wetter, ich fürchte mich vor dem Schießpulver Percy, ob er schon tot ist; wenn er auch eine Maske angenommen hätte und aufstünde? Ich fürchte, er würde seine Maske besser spielen. Darum will ich ihn in Sicherheit bringen, ja, und will schwören, daß ich ihn umgebracht habe. Warum könnte er nicht ebenso gut aufstehn wie ich? Nichts kann mich widerlegen als Augen, und hier sieht mich niemand.“ Er sticht ihn nun ins Bein und sagt: „Also komm, Bursch! mit einer neuen Wunde im Schenkel mußt du mit mir fort.“ Mittlerweile kommen Prinz Heinrich und Prinz Johann, und Falstaff wirft nun den Leichnam vor ihnen nieder mit den Worten: „Da habt ihr den Percy; will euer Vater mir etwas Ehre erzeigen, gut; wo nicht, so kann er den nächsten Percy selbst umbringen. Ich erwarte, Graf oder Herzog zu werden, das kann ich euch versichern.“ Und wie die Prinzen weitergehen, meint er: „Ich will hinterdrein nach Lohn gehn.“ Unstreitig liegt in dieser Szene eine geradezu groteske Komik, aber trotzdem will uns das Lachen nicht gelingen; die kalte Berechnung gepaart mit unverhüllter Gemeinheit liegt zu offen zu Tage.

Sehen wir genauer zu, so wird uns immer mehr klar, daß Falstaff niemals seinen Vorteil aus dem Auge verliert und keine Gelegenheit, ihn wahrzunehmen, unbenutzt vorübergehen läßt. Welche Grundsätze er hierin befolgt, das spricht er mit genügender Deutlichkeit bei dem Friedensrichter Schaal aus: „Gut, ich will mich an ihn machen, wenn ich zurückkomme; und es müßte schlimm zugehn, wenn ich nicht einen doppelten Stein der Weisen aus ihm machte. Wenn der junge Gründling ein Küder für den alten Hecht ist, so sehe ich nach dem Naturrecht keinen Grund, warum ich nicht nach ihm schnappen sollte.“ Wir sehen ihn denn auch seiner ewigen Geldverlegenheit entsprechend immer „schnappen“: sogar den Oberrichter versucht er anzupumpen, nachdem dieser ihm eben noch die bittersten Dinge gesagt hat, und in der Wahl seiner Mittel hierbei ist er völlig skrupellos.

Von seinem unverschämten Lügen bringt ja fast jede Szene überraschende Proben; ich erinnere hier nur an seine Erzählung von den Steifleinenen, die sich im Handumdrehn von zwei bis auf elf vermehren; das Drolligste dabei ist, daß er seine Erzählung mit der Beteuerung einleitet: „Heinz, wenn ich dir eine Lüge sage, so spei mir ins Gesicht.“ Seine Hinterlist zeigt sich in dem Brief an den Prinzen: „Sei nicht zu vertraulich mit Poins, er mißbraucht deine Gunst: er schwört sogar, du müßtest seine Schwester Rene heiraten.“ Eine ganz niederträchtige Gefinnung spricht aus den Worten, mit denen er den Oberrichter gegen seine Wirtin einzunehmen sucht: „Gnädiger Herr, sie ist eine arme, unkluge Seele, und sie sagt allerorten in der Stadt, ihr ältester Sohn sehe euch ähnlich.“ Und diese selbe Frau hat er durch die Vorspiegelung, er wolle sie heiraten, um ihre ganze Habe gebracht!

Wie er sein Amt als Truppenführer zu rücksichtslosem Geldmachen ausnützt, das schildert er selbst:

Wenn ich mich nicht meiner Soldaten schäme, so bin ich ein Stockfisch. Ich habe den königlichen Aushebungsbefehl schmähtlich mißbraucht. Anstatt hundertfünfzig Soldaten habe ich dreihundert und etliche Pfund zusammengebracht. Ich hebe keine aus, als gute Landwirte, Pächtersöhne, erfrage mir versprochne Junggesellen, die schon zweimal aufgeboten sind — — lauter solche Butterbenmen mit Herzen im Leibe nicht größer als Stecknadellöpfe: die haben sich vom Dienste losgekauft, und nun besteht meine ganze Truppe aus Fähnrichen, Korporalen, Leutnants, Dienstgefreiten, Kerlen, die so zerlumpt sind, wie die Lazarusse auf den Tapetenbildern — das Ungeziefer einer ruhigen Welt und eines langen Friedens, zehnmal ärger zerlumpt als eine alte gestückte Standarte. — Man sollte denken, ich hätte hundert und fünfzig abgelumppte verlorne Söhne, die eben vom Schweinehüten und Treberpressen kommen. — Ich marschiere nicht mit ihnen durch Coventry, das ist klar — je, und die Schurken marschieren auch so mit gesperrten Beinen, als wenn sie Fußseisen anhängen; ich kriegte ja auch die meisten aus dem Gefängnis. Nur anderthalb Hemden gibt es in meiner ganzen Kompagnie; das halbe besteht aus zwei zusammengenähten Servietten — und das ganze ist, ehrlich gesagt, dem Wirte zu St. Albans gestohlen. Doch das macht nichts; Beinen werden sie genug auf allen Bäumen finden.

Es fehlt ihm aber nicht nur, wie dieser Monolog lehrt, jede Spur von Gewissenhaftigkeit, es fehlt ihm auch jeder Mut: er ist ein durch und durch feiger Mensch. Nachdem er dem Prinzen die Nachricht von dem Aufbruch mitgeteilt hat, ist sein erster Gedanke: „Aber sage mir, Heinz, fürchtest du dich nicht entsetzlich?“ Zwar scheut er sich nicht, bei Nacht und Nebel wehrlose Reisende zu überfallen; ja keiner von seiner Gesellschaft ist bei dieser Beschäftigung so sehr mit Herz und Seele dabei wie gerade Falstaff. Aber wie der Prinz und Poins sie beim Teilen der Beute überfallen, da ist gerade er trotz seiner Kurzatmigkeit der, der am raschsten davonläuft. Im Gefecht drückt er sich im Hintergrunde herum oder stellt sich, wenn Not an Mann kommt, tot. Dem Oberrichter gegenüber tut er, als sei er taub, und als ihm dies nichts nützt, macht er die lächerlichsten Ausflüchte, nur um nicht Rede stehen zu müssen. Diese Feigheit gehört so sehr zu seinen hervorstechendsten Eigenschaften, daß der Prinz gerade sie mit Vorliebe dazu benutzt, ihn bloßzustellen, was er dann seinerseits durch kriecherische Schmeicheleien wett zu machen sucht. Das hindert ihn natürlich nicht, höchst frech und anmaßend zu werden, wo er glaubt, sich das ungestraft erlauben zu dürfen, z. B. seiner Wirtin oder dem Unterbeamten des Oberrichters gegenüber. Geradezu köstlich ist in diesen Szenen sein Auf- und Abschwanken zwischen übermütigster Frechheit den Schwachen und tiefster Unterwürfigkeit den Starken gegenüber.

Die Ursache dieser Feigheit ist natürlich ein völliger Mangel alles Ehrgefühls. Schon die bisher angeführten Szenen lassen das deutlich erkennen; mit geradezu philosophischer Klarheit aber spricht es wiederum Falstaff selbst aus in seinem Monolog vor der Schlacht von Shrewsbury. Auf die Worte des abgehenden Prinzen: „Ei, du bist Gott einen Tod schuldig,“ sagt er:

Er ist noch nicht verfallen, ich möchte ihn nicht gern vor seinem Termin bezahlen. Was brauche ich so bei der Hand zu sein, wenn er mich nicht aufruft? Gut, es mag sein: Ehre befeelt mich, vorzudringen. Wenn aber Ehre mich beim Vordringen entseelt? wie dann? Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein. Oder einen

Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde stillen? Nein. Ehre versteht sich also nicht auf die Chirurgie? Nein. Was ist Ehre? Ein Wort. Was ist dieses Wort Ehre? Luft. Eine feine Rechnung! — Wer hat sie? Er, der am Mittwoch starb. Fühlt er sie? Nein. Hört er sie? Nein. Ist sie also nicht fühlbar? Für die Toten nicht. Aber lebt sie nicht etwa mit den Lebenden? Nein. Warum nicht? Die Verleumdung gibt es nicht zu. Ich mag sie also nicht. — Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzuge, und damit endigt mein Katechismus.

Falstaff zerlegt hier mit seinen Witzern die Grundlage jeder höhern Lebensführung. Es kann uns also kaum noch wunder nehmen, wenn wir sehen, daß dieser Mensch fähig und bereit ist, geradezu zum Verbrecher zu werden.

Schon der Überfall von Gadshill hat einen höchst bedenklichen Anstrich: er ist planmäßig vorbereitet, und er ist für Falstaff durchaus nichts Ungewohntes, denn er selbst bezeichnet sich und seine Freunde mit den Worten: „Wir, die wir Geldbeutel wegnehmen.“ Ein Optimist aber könnte immerhin unter Hinweis darauf, daß der Prinz die Beraubten schadlos hält, diese Sache als „leichtsinnigen Streich“ bezeichnen. Völlig unzweideutig sind dagegen die Gedanken, die in Falstaff erwachen, als er erfährt, daß König Heinrich der Vierte gestorben ist.

Falstaff: Fort, Bardolph, sattle mein Pferd. — Herr Robert Schaal, suchet euch ein Amt im Lande aus, was für eins ihr wollt, es ist euer. — Pistol, ich will dich doppelt mit Würden laden.

Bardolph: O freudiger Tag! Ich tausche mein Glück mit keinem Ritter.

Falstaff: Bringt Herrn Stille zu Bett. — Herr Schaal, Mylord Schaal, seid, was ihr wollt, ich bin des Glückes Haushofmeister. Zieht eure Stiefel an, wir wollen die Nacht durch reiten. — O allerliebster Pistol! — Fort, Bardolph! — Komm, Pistol, erzähl mir noch mehr und denke zugleich auf etwas, was du gern hättest. — Stiefel, Stiefel, Herr Schaal! ich weiß, der junge König ist krank vor Sehnsucht nach mir. Laßt uns Pferde nehmen, von wem sie auch sein mögen: die Gesetze Englands stehn mir zu Gebote. Glückliche sind die, die meine Freunde waren, und wehe dem Herrn Oberrichter!

Man sieht, die Nachricht entfesselt in ihm einen wahren Sturm von Sieges- trunkenheit, er fühlt sich endlich am Ziele seines jahrelangen Strebens. Aber welche wunderbare Mischung von niedrigster Rachsucht, Habgier und Gewalt- tätigkeit spiegelt sich in seinen Worten wieder! Es ist uns gerade so, als ließe er die letzte Maske fallen: es wird uns plötzlich klar, zu was allem dieser komische Kauz fähig ist.

Wir sehen also, daß auf Falstaffs Denkungsweise Rücksichten der Ehre, des Rechts und der Sitte keinen Einfluß haben; das moralische Gebiet des Geisteslebens fehlt bei ihm fast bis auf die Empfindung dafür, sodaß wir uns unwillkürlich an die Form des Schwachsinns erinnert fühlen, die man als „moralisches Irresein“ bezeichnet hat.

Diese Charaktereigentümlichkeit fällt ganz besonders auf, wenn wir die gesellschaftliche Stellung Falstaffs ins Auge fassen. Er ist nicht gewöhnlicher Herkunft, er gehört dem Adel an, und wenn er auch nur einfacher „Ritter“ ist, so steht er doch mit den höchsten Würdenträgern des Landes in mehr oder weniger nahen Beziehungen. In seiner Jugend war er Page bei dem Herzog von Norfolk, mit Johann von Gaunt, dem Vater König Heinrichs des Vierten und mit dem Grafen von Westmoreland spricht er wie mit seinesgleichen, er

nimmt als einziger außer den Prinzen und Sir Walter Blunt an dem Empfang der Aufrührer durch den König teil. Wie wäre es wohl auch sonst möglich gewesen, daß er mit dem Prinzen Heinrich in Berührung gekommen wäre? Inmitten dieser Gesellschaftsklasse, die ganz auf Ehre beruht und ohne sie ganz undenkbar ist, stelle man sich nun Falstaff vor, einen Menschen, für den es diese Ehre gar nicht gibt. Gerade seinen Erzieher, den Herzog von Norfolk, läßt Shakespeare die Worte sprechen:

Der reinste Schatz in diesem irdischen Lauf,  
 Mein teurer Fürst, ist unbefleckte Ehre,  
 Ohn' die der Mensch bemalter Leim nur wäre.  
 Ein kühner Geist im treuen Busen ist  
 Ein Kleinod in zehnfach verschloßner Kist'.  
 Ehr' ist mein Leben; beides wuchs zusammen;  
 Nehmt Ehr', und ihr verlöscht des Lebens Flammen.  
 Drum, teurer Fürst, laßt mich um Ehre werben,  
 Ich leb in ihr und will für sie auch sterben.

Man braucht sich nur den schneidenden Gegensatz klar zu machen, worin diese Worte zu den Anschauungen Falstaffs über die Ehre stehn, wenn man begreifen will, welche Abnormität dieser Charakter ist.

Man könnte versucht sein zu glauben, es sei Mangel an Intelligenz, was bei Falstaff diese Unempfindlichkeit für sittliche Beweggründe verursacht. Aber ganz im Gegenteil: er hat einen durchdringenden Verstand. Wie erstaunlich ist nicht die Findigkeit, mit der er immer wieder neue Geldquellen zur Bestreitung seiner großen leiblichen Bedürfnisse zu erschließen weiß — ohne Arbeit und ohne Kapital! Sogar sein Podagra weckt in ihm sofort den Gedanken, daß er es zu einer Kriegspension ausmünzen könnte; er ist eben, wie er selbst mit vollem Recht sagt, ein guter Kopf, der alles zu benutzen weiß. Wie häufig ergeht er sich ferner in philosophischen Betrachtungen, die in ihrer Klarheit und geistreichen Fassung einem Denker Ehre machen würden! Ja sogar die gewöhnliche Wirtshausunterhaltung wird durch ihn zum interessanten Redewettkampf, wobei seine Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit immer den Sieg davontragen. Gerade diese Eigenschaft stellt sein Freund, der Prinz Heinrich, mit besondrer Vorliebe immer wieder von neuem auf die Probe: „Welchen Kniff, welchen Vorwand, welchen Schlupfwinkel kannst du nun aussinnen, um dich vor dieser offenbaren Schande zu verbergen?“ so fragt er Falstaff, nachdem dieser sich mit seiner Schilderung der Affäre von Gadshill festgelogen hat, und Falstaff reißt sich auch mit Eleganz wieder heraus. In immer neuen überraschenden Wendungen beherrscht diese glänzende Eigenschaft sein Auftreten; er ist, mit einem Wort, ein höchst geistreicher Mensch, und diese Eigenschaft ist es offenbar, die den Prinzen zu ihm hingezogen hat.

Nur nach einer Richtung versagt auch sein Scharfsinn vollständig, sobald eben Anstand, Sitte und Ehre in Frage kommen. Ein schlagendes Beispiel hierfür ist sein Benehmen gegenüber dem Oberrichter.

Oberrichter: Sir John, Sir John! ich kenne eure Art, eine gerechte Sache zu verdrehn, ganz genau. Eure zuversichtliche Miene und der Wortschwall, den ihr mit mehr als unverschämter Frechheit herausstoßt, können mich nicht beeinflussen.

Es ist mir völlig klar, ihr habt die Gutmütigkeit dieser Frau ausgenutzt, und sie ist euch sowohl mit ihrem Gelde als mit ihrer Person zu willen gewesen. — Zahlt ihr die Schuld aus, die sie an euch zu fordern hat, und macht die Schande gut, die ihr mit ihr verübt habt; das eine könnt ihr mit barem Gelde, das andre mit echter Reue.

Falstaff: Gnädiger Herr, ich kann mir das nicht ohne Antwort bieten lassen. Ihr nennt edle Kühnheit unverschämte Frechheit [man beachte diese für Falstaffs Denkart höchst bezeichnende Umwertung!]; wenn jemand Bücklinge macht und gar nichts sagt, dann ist er tugendhaft. Nein, gnädiger Herr, bei allem untertänigen Respekt vor euch, ich bin nicht euer Knecht. Ich sage euch, ich verlange Befreiung von diesen Gerichtsdienern, denn ich bin mit eiligen Geschäften für den König beauftragt.

Oberrichter: Ihr redet wie einer, der Macht hat, Ableß zu tun; aber entspricht euerm Rufe durch die Tat und befriedigt die arme Frau.

Falstaff muß sich also bequemen, er zieht die Wirtin beiseite und bringt es fertig, sie nicht nur zur Zurückziehung ihrer Klage zu bewegen, sondern sie sogar von neuem wieder anzupumpen — gewiß ein hervorragender Beweis seines Raffinements! Anstatt nun aber von der Bildfläche zu verschwinden, wozu er doch nach den Dingen, die ihm der Oberrichter gesagt hat, alle Ursache hätte, drängt er sich von neuem an ihn heran.

Oberrichter (zu Gower): Ich habe bessere Neuigkeit gehört.

Falstaff: Wie lauten die Neuigkeiten, bester, gnädiger Herr.

Oberrichter (ignoriert Falstaff): Wo lag der König letzte Nacht?

Gower: Zu Basingstoke.

Oberrichter: Kommt seine ganze Nacht zurück?

Gower: Nein, fünfzehnhundert Mann, fünfhundert Pferde

Sind ausgerückt zum Prinz von Lancaster

Northumberland entgegen und dem Erzbischof.

Falstaff (macht einen zweiten Versuch): Kommt der König von Wales zurück, mein edler Herr?

Oberrichter (ignoriert ihn wiederum):

Ich will euch unverzüglich Briefe geben,

Kommt, seid so gut und geht mit mir, Herr Gower.

Falstaff (zum drittenmale!): Gnädiger Herr.

Oberrichter (nichts weniger als höflich): Was gibts?

Falstaff (ignoriert nun seinerseits den Oberrichter): Herr Gower, darf ich euch auf den Mittag zum Essen bitten?

Gower: Ich muß meinem gnädigen Herrn hier aufwarten, ich danke euch, lieber Sir John.

Oberrichter (sucht Falstaff anzudeuten, daß er überflüssig ist): Sir John, ihr zaudert hier zu lange, da ihr in den Graffschaften, wo ihr durchkommt, Soldaten ausheben sollt.

Falstaff (trotz der Ablehnung!): Wollt ihr mit mir zu Abend essen, Herr Gower?

Oberrichter (verliert die Geduld!): Welcher alberne Lehrmeister hat euch diese Sitten gelehrt?

Falstaff: Herr Gower, wenn sie mir nicht gut stehn, so war der ein Narr, der sie mich gelehrt hat. (Zum Oberrichter:) Dies ist der wahre Fechteranstand, gnädiger Herr: Hieb auf Hieb, und somit friedlich auseinander.

Er steckt also die Beleidigung, die in den verächtlichen Worten des Oberrichters liegt, ruhig ein, versucht sogar Gower gegenüber, sie ins Lächerliche zu ziehen, und will trotzdem noch mit seinen Worten an den Oberrichter den Anschein erwecken, als hätte er sich als Mann von Ehre benommen. Der einzig mögliche Schluß hierauf sind die Worte des Oberrichters: „Nun, der Herr erleuchte dich, du bist ein großer Narr.“ Offenbar hat Falstaff gar kein Gefühl

dafür, wie lächerlich und verächtlich er sich gemacht hat — trotz seines sonstigen Scharffinns: ein höchst merkwürdiger, aber treffend dem Leben abgelauschter Kontrast!

Dieses Charakterbild nun erhält durch zwei Anomalien des Temperaments eine sehr eigentümliche Färbung. Einmal sehen und hören wir von wilden, maßlosen Wutausbrüchen, die zu den häufig ganz geringfügigen Veranlassungen in gar keinem Verhältnis stehn. Sie sind bei Falstaff so häufig, daß seine Wirtin, als sie ihn wegen seiner Schulden verhaften lassen will, die Gerichtsdienner schon darauf vorbereitet: „Ach du meine Zeit! seht euch ja vor. Er hat nach mir in meinem eignen Hause gestochen, wahrhaftig wie ein Vieh. Er fragt gar nicht danach, was er für Unheil anrichtet, wenn er einmal blank gezogen hat; er stößt wie der Teufel und schont weder Mann, Weib noch Kind.“ Das beweist denn auch gleich der folgende Auftritt; und die bald darauf folgende Schlägerei zwischen Falstaff und Pistol in der Schenke zum wilden Schweinskopf unterscheidet sich eigentlich in gar nichts von einer Messerstecherei zwischen Trunkenbolden.

Ein merkwürdiger Gegensatz hierzu ist seine Neigung zu melancholischer Verstimmung. So sagt er z. B. zum Prinzen: „Du hast viel an mir verschuldet, Heinz, Gott vergebe es dir! Ehe ich dich kannte, wußte ich von gar nichts, und nun bin ich, die rechte Wahrheit zu sagen, nicht viel besser als einer von den Gottlosen. Ich muß dieses Leben aufgeben, und ich wills auch aufgeben.“ In so trüber Stimmung finden wir Falstaff häufig, und seinen Freunden sind diese Anwandlungen so bekannt, daß ihn Poins direkt als „Monsieur Gewissensbiß“ anredet. Man glaube aber nur nicht, daß diesen „Gewissensbissen“ Reue und Bekehrung folgen werde. Nichts weniger als das! Auf Falstaffs Klage fragt ihn nämlich der Prinz anstatt zu antworten: „Wo sollen wir morgen einen Beutel erschnappen, Hans?“ Und hierauf antwortet derselbe Falstaff, ohne mit der Wimper zu zucken: „Wo du willst, Junge, ich bin dabei; wo ichs nicht tue, so nennt mich einen Schuft.“ Seine weinerliche Klage war also nur der Ausdruck einer ganz haltlosen Stimmung, die ebenso schnell verschwindet, wie sie gekommen ist; es war eine Anwandlung „moralischen Waters.“

Doch betrachten wir die Klage Falstaffs noch von einer andern Seite. Welche Lächerlichkeit ist es für einen alten Mann, einen solchen Vorwurf an einen weitaus jüngern zu richten! Falstaff hat — möchte man sagen — das Bedürfnis, für seinen moralischen Bankrott, von dem ihm zeitweise eine Empfindung kommt, einen Sündenbock zu suchen. Diese Anfälle „moralischen Waters“ sind gewissermaßen Trümmer edlerer Gefühle, die zeitweise aus der allgemeinem Zerrüttung seines Charakters auftauchen. Sie legen uns nahe, anzunehmen, daß dieser Falstaff vor Jahren ein anderer Mensch gewesen ist, wenn uns auch Shakespeare hierüber nichts berichtet. Wie hätte ihn auch der Herzog von Norfolk zum Bagen annehmen können, wenn er schon in seiner Jugend ein so feiger und ehrloser Mensch gewesen wäre, wie wir ihn vor uns sehen? Er ist vielmehr — so müssen wir notwendig schließen — langsam im Laufe der Jahre zu der Lebensanschauung entartet, in der wir ihn kennen lernen; und — fügen wir hinzu — Hand in Hand hiermit ist er von der

stolzen Höhe, auf die ihn Geburt, Erziehung und glänzende Begabung stellten, Stufe für Stufe abwärts gesunken. Wie tief, das sehen wir aus Shakespeares Darstellung deutlich genug: er wohnt in einer gewöhnlichen Kneipe; sein Verkehr sind Trunkenbolde unterster Sorte, die er füttert, und Strauchdiebe, die ihm bei seinen nächtlichen Räubereien helfen:

— Ungebundne lockre Spießgesellen,  
Wie sie, so sagt man, stehn auf engen Wegen,  
Die Wache schlagen, Reisende berauben —

so nennt König Heinrich der Vierte die Gesellschaft seines Sohnes. Das Niveau, auf dem Falstaff steht, wird vortrefflich gekennzeichnet durch folgende Probe aus einem Wortwechsel zwischen ihm und seiner Wirtin:

Wirtin: Ich bin kein Ding, wofür man Gotteslohn sagt, das sollst du wissen. Ich bin eines ehrlichen Mannes Frau, und deine Ritterschaft aus dem Spiel, du bist ein Schuft, daß du mich so nennst.

Falstaff: Und deine Frauenschaft aus dem Spiel, du bist ein Vieh, daß du es anders sagst.

Seine Verkommenheit kommt ihm noch hie und da in dämmerhafter Weise zum Bewußtsein, aber die Energie, sich aus dem Elend aufzuraffen, ist ihm längst abhanden gekommen.

Fassen wir nun das Resultat unsrer Untersuchung zusammen, so bietet uns Falstaff das Bild einer großen sittlichen Entartung bei sonst völlig klarem Verstande mit häufigen Anfällen einerseits von wilder Wut, andererseits von trüber Verstimmung.

Schon diese Symptomengruppe ist so charakteristisch, daß der Arzt über ihre Deutung kaum zweifelhaft sein kann. Der letzte Rest von Unklarheit schwindet aber, wenn wir Falstaffs Körperzustand ins Auge fassen. Der Oberrichter schildert ihn uns vortrefflich: „Habt ihr nicht ein feuchtes Auge, eine trockne Hand, eine gelbe Wange, einen weißen Bart, ein abnehmendes Bein, einen zunehmenden Bauch? Ist nicht eure Stimme schwach? euer Atem kurz? euer Sinn doppelt? euer Witz einfach? und alles um und an euch vom Alter verderbt?“ Falstaff sieht also älter aus, als er ist — er ist fünfzig bis sechzig Jahre alt —, hat eine krankhaft blaßgelbe Hautfarbe, entzündete Augen, einen aufgeschwemmten Bauch, aber dünne Beine und eine welke Hand, er ist sehr kurzatmig und heiser. Es ist ein wohlbekanntes Bild, das wir hier vor uns sehen, das Bild des abgelebten Trinkers. Ein solcher ist eben Falstaff, er trinkt seit zweiunddreißig Jahren Sekt, d. h. schwere südlische Weine in ganz bedeutenden Mengen: eine Rechnung, die uns vorgeführt wird, verzeichnet allein auf eine Mahlzeit zwei Maß, also eine Menge, die einen kräftigen, nicht an übermäßigen Alkoholgenuß gewöhnten Mann völlig besinnungslos machen würde, einem schwächlichen aber lebensgefährlich werden könnte. Dieser übermäßige Sektgenuß ist die Ursache des ganzen Krankheitsbildes.

Shakespeare hat uns in Falstaff das typische Bild eines durch langjährigen Alkoholmißbrauch körperlich und geistig entarteten Trinkers geschildert, und zwar ist seine Schilderung eine — auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus — geradezu klassische Darstellung des Krankheitsbildes. Mit welcher Folgerichtigkeit

Shakespeare dieses Bild gezeichnet hat, das zeigt der Bericht, den er im zweiten Akt Heinrichs des Fünften von der letzten Krankheit und dem Tode Falstaffs gibt.

In dem Auftritt während des Krönungszuges hat der König schonungslos die Illusion zerstört, die Falstaff seit Jahren gehegt hat; dicht vor ihrer Erfüllung sind seine Hoffnungen in nichts zusammengesunken, und von demselben Oberrichter, an dem sich zu rächen sein steter Gedanke war, ist er vom Plage weg verhaftet worden. Dieser Häufung von „Schicksalsschlägen“ war sein geschwächerter Körper nicht mehr gewachsen. Er liegt schwer krank zu Bett: ein brennendes Fieber rüttelt ihn so zusammen, daß es höchst kläglich anzusehen ist, seine Nase ist spitz wie eine Schreibfeder, sein Bewußtsein getrübt, denn auf die Zureden seiner Wirtin antwortet er nicht sinngemäß. Während dieses Zustandes spricht und ruft er häufig zusammenhanglos vor sich hin, und zwar mit schwer verständlicher Sprache, denn über den Sinn seiner Worte sind die Zuhörer vielfach uneinig: auch sie ist offenbar von dem allgemeinen „Nütteln“ ergriffen. In seinen Äußerungen spiegelt sich nun ein Gewoge von Sinnestäuschungen wieder, auf die er lebhaft mit entsprechenden Bewegungen — allerdings, seiner Körperschwäche entsprechend, nur der Hände — reagiert. Er spielt mit Blumen, lächelt seine Fingerspitzen an, zerknüllt die Bettdecken, faselt von grünen Feldern. Vielfach sind diese Sinnestäuschungen ängstlicher Natur; er sieht Frauenzimmer, die er als eingefleischte Teufel bezeichnet; er sieht auf Bardolphs roter Nase einen Floh sitzen und sagt, es wäre eine schwarze Seele, die im höllischen Feuer brenne. Unter diesen Erscheinungen stirbt Falstaff in unerwartet kurzer Zeit.

Um was für ein Leiden es sich hier handelt, darüber kann der Sachverständige keinen Augenblick im Zweifel sein: Shakespeare schildert uns hier — ich habe nämlich fast nur Shakespeare'sche Worte gebraucht — mit beinahe wissenschaftlicher Genauigkeit das Delirium tremens, den Säufervahnstinn, eine Krankheit, die nur nach jahrelangem Alkoholmißbrauch vorkommt und das gewöhnliche Ende des Trinkers ist, und zwar schildert er die schwerste Form dieser Krankheit, die so gut wie ausnahmslos rasch tödlich endet.

Es ergreift uns hohe Bewunderung vor dem durchdringenden Scharfblick Shakespeares; das gesamte Krankheitsbild ist so klar, so vollständig, so unzweideutig, daß kein Fachmann hier irgend etwas verbessern, streichen oder zusetzen könnte. Und dieses Bild hat ihm nicht etwa die Wissenschaft seiner Zeit vorgezeichnet, im Gegenteil: die ärztliche Wissenschaft ist erst im vergangenen Jahrhundert zu der Erkenntnis gekommen, daß der Alkoholismus ein einheitliches Krankheitsbild ist.

Shakespeare hat also, seiner Zeit weit voraus eilend, völlig selbständig dieses Krankheitsbild geschaffen, und zwar mit vollem Bewußtsein seiner Bedeutung; denn die lückenlose Treue der Charakterzeichnung mit ihren vielen Paradoxen ist nur denkbar als Ergebnis reicher bewußter Beobachtung. Freilich, ob Shakespeare daran dachte, hier Krankhaftes zu schildern, müssen wir dahingestellt sein lassen; daß er sich aber über die sittliche Bewertung der Persönlichkeit, die er schilderte, völlig im klaren war, das beweisen die Urteile, die er den andern Personen des Dramas über Falstaff in den Mund legt:

es ist kein einziges freundliches darunter. Das mildeste ist noch das Wort des Prinzen: „Dies ist ein seltsamer Gesell.“ Von hier aber findet sich eine ganze Stufenleiter immer schärferer Ausdrücke bis zu der drastischen Bezeichnung Lord Bardolphs: „Heinrich Monmouths feistes Schwein, Sir John.“ Sogar sein Zechkumpan Bardolph sagt über die Auskunftsmittel, auf die Falstaff verfällt, um sein schmähhches Davonlaufen bei Gadshill zu bemänteln: „Ich tat, was ich seit sieben Jahren nicht getan habe, ich wurde rot über seine abscheulichen Einfälle.“ Das schärfste Urteil aber fällt sein alter Freund, Prinz Heinrich, über ihn, nachdem er König geworden ist, und diese Szene ist der Schlüssel zu der Stellung, die die Figur Falstaffs in dem Dramenzyklus Shakespeares einnimmt; vergegenwärtigen wir sie uns deshalb.

Falstaff, voll fieberhafter Ungeduld, ist die ganze Nacht geritten und kommt mit Schaal, Pistol und Bardolph völlig beschmutzt noch eben zur rechten Zeit an. Der König kommt im Krönungszuge, voran Falstaffs Todfeind, der Oberrichter.

Falstaff: Heil, König Heinz! mein königlicher Heinz!

Pistol: Der Himmel schütze dich, erhabner Ruhmesproß!

Falstaff: Gott schütz dich, Herzensjunge!

König: Sprecht mit dem eiteln Mann, Herr Oberrichter.

Oberrichter: Seid ihr bei Sinnen? wißt ihr, was ihr sagt?

Falstaff: Mein Fürst, mein Zeus! dich red ich an, mein Herz!

König: Ich kenn dich, Alter, nicht; an dein Gebet!

Wie schlecht steht einem Schalksnarrn weißes Haar!  
 Ich träumte lang von einem solchen Mann,  
 So aufgeschwellt vom Schlemmen, alt und ruchlos:  
 Doch, nun erwacht, veracht ich meinen Traum.  
 Den Leib vermindre, mehre deine Tugend,  
 Laß ab vom Schwelgen, wisse, daß das Grab  
 Dir dreimal weiter gähnt als andern Menschen.

Also auch für Shakespeare ist Falstaff in erster Reihe Trunkenbold.

Erwidre nicht mit einem Narrenspäß,  
 Denk nicht, ich sei das Ding noch, das ich war;  
 Der Himmel weiß, und merken solls die Welt,  
 Daß ich mein vorges Selbst hinweggetan,  
 Wie nun auch die, so mir Gesellschaft hielten.

Diese Szene mit ihrem hoheitvollen Ernste, deren Mittelpunkt geradezu der „Narr“ Falstaff ist, beseitigt den letzten Zweifel. Der Dichter sagt uns hier mit aller Deutlichkeit, daß dieser Falstaff nicht etwa nur als komisches Beiwerk zur Unterhaltung des Zuschauers dienen soll, daß er ihn vielmehr durchaus ernst genommen haben will, und daß er in dem Gang der Handlung eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat. Welche Aufgabe das ist, das haben wir nun zu untersuchen.

(Schluß folgt)

